

Back to the future

Von der Bereichshegemonie einer Bindestrichsoziologie zu soziologischen Beiträgen für eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung

Jens Jetzkowitz

Beitrag zur Veranstaltung »20 Jahre Sektion Umweltsoziologie: Öffnung der Disziplin oder geschlossene Gesellschaft?« der Sektion Umweltsoziologie

Einleitung

Als sich die Sektion „Soziologie und Ökologie“ vor 20 Jahren in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) gründete, war mit der Namensgebung ein Programm verbunden. Zumindest einige der damals Aktiven verbanden mit dieser Selbstbezeichnung die Idee, mit neuen Impulsen im soziologischen Diskurs gesellschaftliche Relevanz zu entfalten, anstelle bloß akademischer Fensterreden zu halten. Nicht eine Bindestrichsoziologie wollte die Sektion sein, sondern „Plattform zur Begegnung auch disziplinär unterschiedlicher Ansätze“ (Heinrichs et al. 2007: 203).

Mit der Umbenennung in „Sektion Umweltsoziologie“ vollzog sich nicht nur der Anschluss an eine international gebräuchliche Redeweise, sondern auch ein Wandel in der Selbstkonzeption. Man wollte den Ballast vergangener Diskussionen loswerden, die um Grundsatzfragen der Disziplin – wie etwa um das Verhältnis von Gesellschaft und soziologischer Erkenntnis – kreisten, stattdessen zeitgemäß, professionell und up-to-date sein und sich als eine unter anderen Bereichs- oder speziellen Soziologien darstellen. Schließlich war man bereits Sektion, man war etabliert, nur stellte man sich bisher nicht entsprechend dar. Aus Sicht derjenigen, die die Sektion partout mit dem Label „Umweltsoziologie“ versehen wollten, waren vor allem zwei Aspekte unbefriedigend. Zum einen fehlten Anchlüsse an internationale Debatten, in denen Umwelt-Gesellschafts-Verhältnisse erörtert wurden. Dass die in Deutschland entwickelte Theorie ökologischer Modernisierung von Niederländern international bekannt gemacht und als Leitkonzept für veränderte gesellschaftliche Praxen im Umgang mit Natur und Umwelt popularisiert wurde, galt als symptomatisch für die nationale Abgeschlossenheit des deutschen Fachdiskurses und für fehlenden internationalen Austausch. Der zweite Kritikpunkt war, dass die eigenen analytischen Zugänge und Kompetenzen nach außen – das heißt gegenüber Nicht-Umweltsoziolog_innen – unzureichend vertreten würden. Mit verstärkter Profilbildung sollte die Expertise, die Sektionsmitglieder in verschiedene Bereiche der Gesellschaft – in Politik und Planung, neue soziale Bewegungen und mediale Öffentlichkeit – einbringen können, besser vermarktet werden. Mehr

noch, es sollten durch die Profilbildung auch Repräsentations- und Herrschaftsansprüche zum Ausdruck gebracht werden, für ein eigenes Forschungsfeld verantwortlich zu sein: Überall, wo das Etikett „Umwelt“ (oder Anverwandtes wie „Natur“ oder „Ökologie“) draufklebte, galt es fortan, Zuständigkeit zu reklamieren und die exklusive Bearbeitung dieser Themen eingeräumt zu bekommen, zumindest im Kreise der DGS.

Verloren ging dabei allerdings der Anspruch, den etablierten soziologischen Diskurs herauszufordern und darauf aufmerksam zu machen, dass eine offene Gesellschaft, in der sich Freiheit und Gleichheit (und vielleicht auch Solidarität) realisiert, materielle Ressourcen benötigt, die in einer Welt mit biophysischen Grenzen erzeugt werden müssen. Denn mit der Profilierung einer für *alle* Umweltfragen zuständigen Bereichssoziologie ließ sich der Nachhaltigkeitsdiskurs geräuschlos entsorgen und zugleich an der Vorstellung festhalten, in einer Welt unbegrenzter Möglichkeiten zu leben, in der Ungleichheiten oder Ungerechtigkeiten durch die Erschließung immer neuer Ressourcen abgemildert werden könnten. Dass jede Wahl, jede Bildungsmaßnahme, jede Boni-Zahlung und Tarifierhöhung auch ökologische Auswirkungen hat, lässt sich so als irrelevant oder nachrangig ausblenden.

Die Einhegung in eine Spezialdisziplin ist eine von mehreren Strategien, mit denen sich der soziologische Fachdiskurs systematisch der Auseinandersetzung mit der räumlichen und zeitlichen Begrenztheit der Welt entzieht (vgl. dazu Jetzkowitz 2012: 68ff). Anliegen soziologischer Forschung sollte aber sein, die eigene Produktion von Wissen so zu organisieren, dass dieses relevant wird für eine nachhaltige – und das heißt: an Kriterien intra- und intergenerationeller Gerechtigkeit ausgerichteter – Entwicklung der zeitgenössischen Gesellschaften. Hierfür einen Anstoß zu geben, ist mein Anliegen in den folgenden Ausführungen. Dazu werde ich im ersten Teil rückblickend Thesen zum Zustand der Umweltsoziologie in Deutschland formulieren. Im zweiten Teil werde ich dann skizzieren, wie Umweltsoziolog_innen auf den allgemeinen Fachdiskurs so einwirken können, dass in diesem Wissen für eine nachhaltige Entwicklung entsteht, und zwar in allen Verzweigungen soziologischer Forschung.

Thesen zum Zustand der Umweltsoziologie in Deutschland

Die deutsche Umweltsoziologie erfährt im internationalen Fachdiskurs eine hohe Wertschätzung. In einem 2015 veröffentlichten Artikel über Situation und Ausblick einer globalen Umweltsoziologie wird die DGS-Sektion als „arguably the strongest and best organised“ (Lidskog et al. 2015: 349) in Europa dargestellt. Umweltsoziologie in Europa gilt dabei den Autoren als schwächer institutionalisiert und weniger profiliert, aber pluralistischer als die US-amerikanische Umweltsoziologie. Dass im Folgenden der Zustand der deutschen Umweltsoziologie problematisiert wird, speist sich nicht aus dem Interesse, den Vergleich nationaler Umweltsoziologieorganisationen von Lidskog et al. (2015) zu revidieren. Die Überlegungen sind vielmehr aus dem Anliegen entstanden, soziologischen Erkenntnissen die Aufmerksamkeit im globalen Diskurs über nachhaltige Entwicklung zu verschaffen, die diesen sachlich zukommt. Denn dass „nachhaltige Entwicklung“ eigentlich „nachhaltige *Gesellschaftsentwicklung*“ meint und dass das Subjekt aller denkbaren Transformationen für mehr Nachhaltigkeit die Gesellschaft ist, hat im soziologischen Fachdiskurs noch nicht ausreichend Resonanz gefunden. Die wenigen Hinweise in der deutschen Fachgesellschaft (vgl. zum Beispiel Brand 1997) bleiben weit hinter der Nachfrage nach soziologischem Wissen im Nachhaltigkeitsdiskurs, die zum Beispiel von Burger und Christen (2011), Ekardt (2010), Norton (2005), Ott und Döring (2004) oder auch Kopfmüller et al. (2001) artikuliert wird. Zu betonen ist dabei, dass diese Autoren das Konzept nachhaltiger Entwicklung insgesamt als eine regulative Idee betrachten, der zufolge gesellschaftlichem Wandel Rahmenbedingungen

gesetzt werden können und müssen, um die zukünftige Existenz der Gesellschaft zu sichern. Was aber nachhaltig sei und zur Zukunftsvorsorge beitrage, könne nicht einfach festgestellt werden, sondern müsse auf angemessener Wissensgrundlage diskutiert werden.

These 1: Die Umweltsoziologie hat sich weitgehend darauf konzentriert, die gesellschaftlichen Komponenten sozial-ökologischer Systeme aus entscheidungs- und regulierungstheoretischer Perspektive zu betrachten, und damit einen verkürzten moralisierenden Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse unterstützt.

Dass in den 1960er und 1970er Jahren in den modernen Industriegesellschaften zuhauf Umweltprobleme entstanden, wird in soziologischer Perspektive bis heute vor allem als Problem der richtigen Entscheidungen und der sachgerechten Regulierung betrachtet. Was schief läuft, wenn beispielsweise die Probleme des Artenschwunds, der Wasserverschmutzung und der CO₂-Emissionen einmal erkannt sind, scheint klar zu sein: Die verantwortlichen Akteure müssten sich für ökologische Handlungsalternativen entscheiden. Damit sie das können bzw. dabei unterstützt werden, sei ein klarer Blick auf hindernde und fördernde Strukturen nötig. So müssten Fehlanreize in der Wirtschaft beseitigt werden, die Politik müsse passende Gesetze erlassen und Kontrollmechanismen für deren Einhaltung etablieren und im Bildungsbereich müsse über ökologisches Verhalten aufgeklärt und der Wert intakter ökologischer Zusammenhänge vermittelt werden.

Über eine solche Sicht der Dinge hatte sich Luhmann schon 1986 lustig gemacht, als er sein Buch *Ökologische Kommunikation* als eine Studie anpries, in der herausgearbeitet würde,

„wie die Gesellschaft auf Umweltprobleme reagiert, und nicht darum, wie sie reagieren sollte oder wie sie reagieren müsste, wenn sie ihr Umweltverhältnis verbessern wollte. Rezepte dieser Art lassen sich relativ leicht gewinnen, man müsste nur fordern, daß weniger Ressourcen verbraucht, weniger Abgas in die Luft geblasen, weniger Kinder in die Welt gesetzt werden. Nur macht der, der das Problem so stellt, die Rechnung ohne die Gesellschaft“ (Luhmann 1986: 249).

Dass man die Gesellschaft nicht einbezieht, indem man sie nur als Strukturkomplex dem handlungsmächtigen und entscheidungsfähigen Individuum gegenüberstellt, wusste bereits Georg Simmel. Dass dieses Wissen auch tatsächlich zu einer anderen Perspektive führt, lässt sich an Beispielen aus der Forschung zeigen (vgl. zum Beispiel Kropp 2006).

These 2: Theorieschulen und zeitdiagnostische Netzwerke haben eine interdisziplinäre Entfaltung der deutschen Umweltsoziologie blockiert.

Um Struktur- und Prozessanalysen von in Wechselbeziehungen stehenden gesellschaftlichen und biophysischen Tatbeständen durchzuführen (die übrigens Agency-Aspekte einschließen), liegen durchaus begriffliche Bezugsrahmen vor. In der deutschsprachigen Umweltsoziologie sind diese aber weitgehend marginalisiert. Hier haben der Erklärungsansatz des Rational Choice, die Systemtheorie Luhmannscher Prägung und diskursanalytische Ansätze den Forschungsgegenstand als Entscheidungsproblem oder Kommunikationsereignis bestimmt. Hier, wie auch in den auf die ökologischen Problematiken bezogenen Gesellschaftsdiagnosen der ökologischen Modernisierung (Huber, Jänicke, Simonis unter anderem) und der reflexiven Modernisierung (Beck et al.), wird ein soziologischer Zugang zu einem Weltaspekt gewählt, der sozio-zentriert (so eine Klassifikation von Brand 2014) bestimmt wird. Nun sind ökologische Problematiken zwar Problematiken von Gesellschaften. Diese entstehen aber aus der Verwobenheit gesellschaftlicher mit biophysischen Strukturen. Forschungsansätze, in denen diese Verwobenheit wissenschaftlich nicht adäquat repräsentiert wird, sind schlichtweg unvollständig,

gleich, ob sie individualistisch-handlungstheoretisch oder system- bzw. strukturtheoretisch aufgebaut sind.

Dass sich in den ersten Weichenstellungen der deutschen Umweltsoziologie sozio-zentrische Konzeptionen des Forschungsgegenstandes etabliert haben, ist nicht dem Mangel an Alternativen geschuldet. Walter L. Bühls systemtheoretische Reflexionen (Bühl 1986), die funktionalistische Handlungstheorie à la Parsons (Parsons 1978), Elias' Figurationssoziologie (vgl. Sorge 1986), die philosophische Anthropologie (Plessner 1975), aber auch die Klassiker des Faches wie Marx, Engels, Durkheim, Weber und Simmel boten Anschlussmöglichkeiten für umweltsoziologische Zugänge, in denen konkrete biophysische Strukturen und Prozesse konstitutiver Bestandteil der ökologischen Problematiken von Gesellschaften sind.

Gleiches gilt übrigens für die Humanökologie, in der sich im Kontext des klassischen Pragmatismus Haeckels Ökologiekonzeption und Darwins Abstammungslehre mit der Soziologie Georg Simmels und der *Human Geography* mischte. In den USA wurde dieser Theoriestrang durch die Chicago School höchst einflussreich (vgl. Groß 2001: 89–168). Als Riley Dunlap und William Catton Jr. (1978) Ende der 1970er Jahre mit ihrem Konzept einer „environmental sociology“ ihre Antwort auf die drängenden Umweltprobleme der Zeit formulierten, standen sie in dieser Tradition. Vermutlich ist es der Vorstellungswelt des Pragmatismus geschuldet, dass sich nach dem ersten Impuls von Dunlap und Catton in der amerikanischen Soziologie auch andere, ursprünglich sozio-zentrische Begriffsrahmen und Theorietraditionen mit der Verwobenheit gesellschaftlicher und biophysischer Strukturen auseinanderzusetzen begannen (vgl. Goldman, Schurman 2000). In Deutschland wird dagegen gerne die Reinheit von Theorietraditionen und Wissenschaftsdisziplinen gepflegt. Die Humanökologie ist hier nur vereinzelt rezipiert worden, auch weil sie sich quer zur Aufteilung der Welt in Wissenschaftsdisziplinen entwickelt und kein klares Methodenprofil herausgebildet hat. In der Soziologie war sie überdies mit Naturalismus- und Biologismus-Vorwürfen konfrontiert, was es ihr nach den Erfahrungen der nationalsozialistischen Herrschaft äußerst schwer gemacht hat, sich zu etablieren und zu profilieren. Eine Ausnahme bildet die sich in der Bundesrepublik entwickelnde Stadtsoziologie (vgl. zum Beispiel Hamm 1979). Zu nennen sind außerdem die in den 1980er Jahren gegründeten Institute für Sozialökologie in Wien und Frankfurt am Main, die unabhängig voneinander im Schnittbereich von natur- und sozialwissenschaftlichen Analysen Beiträge zum Nachhaltigkeitsdiskurs erarbeiten. Vorstellungen für eine interdisziplinäre Methodologie, in der natur- und sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden so aufeinander bezogen werden, dass sie Fragen nach konkreten Wechselwirkungen gesellschaftlicher und biophysischer Strukturen beantwortbar machen, sind aber auch hier nicht zu erkennen.

These 3: Das Potenzial begrifflich-orientierter empirischer Sozialforschung wird in interdisziplinär ausgerichteter Umweltsoziologie nicht ausgeschöpft.

Begrifflich-orientierte empirische Sozialforschung hat ein enormes Potenzial, um die gegenwärtig in einer Gesellschaft wirksamen Strukturen, Regel- und Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, gerade auch in ihrer Verwobenheit mit biophysischen Strukturen. Wesentlich hierfür ist, dass zum einen die in Handlungen und Lebensweisen wirksamen Sinnstrukturen nachvollzogen werden und zum anderen die Erkenntnisse über gesellschaftliche Strukturen in einer für die interdisziplinäre Kooperation tauglichen Form aufgearbeitet werden. Letzteres wird zumeist auf eine Quantifizierung der Beobachtungen hinauslaufen, weil Natur- und Technikwissenschaftler mit ihren Forschungsgegenständen nicht sprechen, sondern deren Verhalten nur anhand äußerer Merkmale und Zustandsveränderungen analysieren können. Unverzichtbar ist es auch, sich bei der Konzeption interdisziplinärer Forschung auf gemeinsame raumzeitliche Koordinaten für die Datenerhebung zu verständigen und die Untersuchungs-, Erhebungs- und Aussageeinheiten in einer Studie aufeinander abzustimmen.

Begrifflich-orientiert muss diese empirische Forschung sein, um in der Operationalisierung klar zu stellen, welche Aspekte sozialer Ordnung bzw. sozialen Wandels wie untersucht werden in ihrer Verknüpfung mit biophysischen Strukturen. Wer beispielsweise über Tourismus forscht, muss sich in Auseinandersetzung mit dem Stand der Forschung und den relevanten Begriffsrahmen der Sozialforschung eine operationalisierbare Vorstellung von seinem Gegenstand machen, nicht erst im Kontakt mit den Daten. Erkenntnisreich ist solche Forschung freilich nur dann, wenn sie sich an Marie Jahodas Diktum hält, dass lebensnahe Forschung „nicht beweisen, sondern entdecken (will)“ (Jahoda 2002: 101). Informative soziologische Forschung ist daher nicht darauf ausgerichtet, „ihre Theorien des sozialen Wandels mit Empirie zu unterfüttern“ (Weyer 2010: 385), sondern diese im begrifflichen und methodisch erschlossenen empirischen Kontakt mit der Wirklichkeit erst zu bilden. Dass dann eine möglichst kritische Überprüfung dieser Theorien zu erfolgen hat (wie auch Weyer betont), ist selbstverständlich.

Ansätze, die konkrete Natur-Gesellschafts-Wechselwirkungen interdisziplinär studieren, sind in der Umweltsoziologie noch selten. Vertreter_innen des „Rational Choice“-Paradigmas, die den Wert quantitativer Forschung für die Umweltsoziologie herausstellen, scheinen sich in ihrer sozio-zentrischen Perspektive auf ökologische Probleme glücklich eingerichtet zu haben und keine Herausforderung in der interdisziplinären Forschung zu sehen. Verbreitet ist, in Fallstudien anwendungsorientiert Probleme von Gesellschafts-Natur-Verhältnissen in Kooperation mit Natur- und Technikwissenschaftlern oder unter Voraussetzung natur- bzw. technikwissenschaftlichen Wissens zu untersuchen. Der informative Gehalt solcher Fallstudien wird vielfach geschätzt (vgl. bspw. Renn et al. 2011: 469f. über Heinrichs, Grunenberg 2009), auch wenn vielfach die Fragen nach den Gütekriterien dieser Forschungsstrategien wie auch ihrer Generalisierbarkeit methodologisch nicht reflektiert werden und der Erkenntniswert daher strittig sein kann. Verlässliche Auskünfte über die in ausgewählten Fällen wirksamen Gesetzmäßigkeiten lassen sich über Strategien der Modellbindung und Simulation erarbeiten oder über Strategien des Fallvergleichs. Ein Entwicklungsschub in der Verlässlichkeit von Forschungsergebnissen ist allerdings nur zu erwarten, wenn eine offene methodologische Diskussion darüber entsteht, wie sich die Interdependenzen von gesellschaftlichen und biophysischen Strukturen angemessen erforschen lassen.

These 4: Eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung wird sich nicht (oder höchstens zufällig) einstellen, wenn diese allein als praktische Aufgabe verstanden wird.

Ein Teil der Umweltsoziologie und der sozialwissenschaftlichen Nachhaltigkeitsforschung kapriziert sich – vielleicht, um die methodologischen Herausforderungen interdisziplinärer Forschung zu umgehen – auf den Standpunkt, dass sich die Soziologie bzw. die Sozialwissenschaften vor allem auf die Produktion von sogenanntem Transformationswissen (vgl. dazu Proclim/CASS 1997) fokussieren sollen. „Transdisziplinarität“ ist das Konzept, das den Schlüssel zum Verstehen komplexer Mensch-Umwelt-Systeme bilden soll (Hirsch-Hadorn et al. 2008; Brandt et al. 2013). Drei Gründe werden für die hohe Wertschätzung, die das Transdisziplinaritätskonzept genießt, in der Regel angeführt (vgl. zusammenfassend Lang et al. 2012: 26; Turnhout et al. 2012): (a) dass möglichst viele und unterschiedliche Wissensquellen ausgeschöpft werden müssen, um die Verlässlichkeit der Forschungsergebnisse zu erhöhen; (b) dass durch die Beteiligung sogenannter Stakeholder der Forschungsprozess an Legitimität gewinnt, die Ergebnisse umgesetzt werden und sich sukzessive Nachhaltigkeit als gesellschaftliches Gestaltungsprinzip durchsetzt; (c) dass die Erforschung von Möglichkeiten, gesellschaftliche Probleme zu lösen, die Relevanz der Nachhaltigkeitsforschung stärkt.

Die Diskussion über Transdisziplinarität, die sich seit den 1990er Jahren mit Bemühungen um eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung verbindet, setzt die Tradition von Bedenken gegenüber der Ent-

koppelung der Wissenschaften fort (Brunzel, Jetzkowitz 2005: 61), wendet diese aber in die Entwicklung eines neuen Rollenschemas für Wissenschaftler_innen. Im Rahmen der Nachhaltigkeitsforschung sollen diese ihre Kreativität und Fachkompetenz für die Lösung gesellschaftlicher Probleme einsetzen. Um sicherzustellen, dass auch wirklich gesellschaftliche Probleme bearbeitet werden, sollen Vertreter_innen gesellschaftlicher Interessengruppen in den Forschungsprozess einbezogen werden.

Dass mit der Diskussion über Transdisziplinarität der sogenannten Anwendungsforschung eine eigene Wertschätzung zuwächst, ist von immenser Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung im Allgemeinen und die Nachhaltigkeitsforschung im Besonderen. Ob transdisziplinäre Forschung aber in epistemologischer und methodologischer Hinsicht einen neuen Modus der Wissensproduktion darstellt, ist mit guten Gründen zu bezweifeln (Zierhofer, Burger 2007). Neu sind Transdisziplinarität, Co-Produktion und Co-Design als Modi der Wissensproduktion in den sozialen Arrangements. Wie sich diese auswirken, ob sie tatsächlich den Relevanzbezug wissenschaftlicher Forschung verbessern oder die Neigung von Wissenschaftler_innen zur Anpassung an potenzielle Geldgeber fördern, bedarf soziologischer Grundlagenforschung. Schließlich zeigen jüngste Erfahrungen, die im Rahmen des IPBES-Assessments zum Thema "Pollination" gemacht wurden, die Grenzen der Stakeholder-Einbindung auf. Diese führt nicht automatisch dazu, dass sich Unternehmen - in diesem Fall die Bayer AG - die Perspektive einer nachhaltigen Gesellschaftsentwicklung zu Eigen machen (vgl. dazu Dehmer 2016).

Projektionen zur Entwicklung der Umweltsoziologie

Umweltsoziologie präsentiert sich heute – zumindest in Europa und in Ostasien (vgl. Lidskog et al. 2015) – als ein Sammelsurium von allen möglichen soziologischen Themen, die irgendwie mit „Umwelt“ (und „Natur“ und „Ökologie“) verbunden sind. Das ist keineswegs zwingend. Soziologische Analysen zu Fragen der Umwelt-Governance und zur Umweltbewegung könnten auch im Kontext politischer Soziologie erarbeitet werden, Studien zu Energieproduktion und -verbrauch wie generell Analysen zu Ressourcenverbrauch und zum gesellschaftlichen Metabolismus ließen sich in der Wirtschafts- und Konsumsoziologie erörtern und Naturbilder und andere kulturelle Repräsentationen von Umwelt und ökologischen Zusammenhängen könnten Themen der Kultur- und Wissenssoziologie sein. Zwar folgt die Entstehung und Profilierung von Sektionen soziologischer Fachgesellschaften nur bedingt systematischen Kriterien. Um in der Vielfalt umweltsoziologischer Themen den Überblick zu behalten, scheint es mir aber anlässlich des Jubiläums der Sektion angebracht, nach der Besonderheit der umweltsoziologischen Perspektive zu fragen und diese in die Zukunft zu projizieren.

Die soziologische Beschäftigung mit dem Thema „Umwelt“ ist entstanden – das scheint mir unstrittig – aufgrund der Probleme, die westliche Industriegesellschaften in ihren Einbettungen in ökologische Zusammenhänge erzeugen und denen sie seit Beginn der 1960er öffentliche Aufmerksamkeit schenken. Dass diese Umweltprobleme nicht allein durch die Bildung von Umweltbewusstsein und durch politische Steuerungsmaßnahmen zu beheben sind, sondern auf eine zutiefst problematische Konzeption von Natur-Gesellschafts-Verhältnissen hinweisen, ist meines Erachtens der Erkenntnisfortschritt, der mit der Etablierung des globalen Diskurses über nachhaltige Gesellschaftsentwicklung verbunden ist. Damit Umweltprobleme gesellschaftlich gelöst werden und veränderte, ökologisch unproblematische Gesellschaftsstrukturen entstehen können, ist es nicht ausreichend, die problematischen oder zerstörerischen Folgen vergangener und aktueller Gesellschaftsstrukturen auf ökologische Zusammenhänge aufzuzeigen und Verhaltensänderungen anzumahnen. Vielmehr ist Wissen über konkrete Natur-Gesellschafts-Wechselwirkungen vonnöten, inklusive einer realistischen Einschät-

zung über die Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlichen Strukturwandels. Um solches Wissen zu erzeugen, muss kein Paradigmenwechsel ausgerufen und auch keine neue Begriffsstrategie entwickelt werden. Zentral ist meines Erachtens, zu untersuchen, wie verschiedene gesellschaftliche Praktiken mit der Veränderung natürlicher Gegebenheiten zusammenhängen und welche Dynamiken zwischen ihnen entstehen. Auf diese Dynamiken nehmen umwelt- bzw. naturbezogene Diskurse und das sogenannte Umweltbewusstsein von Akteuren Bezug, was – je nach Problemsicht und anvisiertem Ziel – wiederum zu Regulationsmaßnahmen führt (vgl. Abbildung 1). Alle diese verschiedenen Aspekte der gesellschaftlichen Bearbeitung von Natur-Gesellschafts-Verhältnissen bieten Ansatzpunkte für die soziologische Forschung, bauen aber auf dem auf, was die umweltsoziologische Perspektive als Besonderheit in den soziologischen Diskurs insgesamt einbringt: dass die Verwobenheit von Gesellschaften mit der vorfindlichen materiellen Welt stets Beachtung verdient bzw. das Eingebettet-Sein in ökologische Zusammenhänge notwendiger Bestandteil der soziologischen Wissensproduktion sein muss.

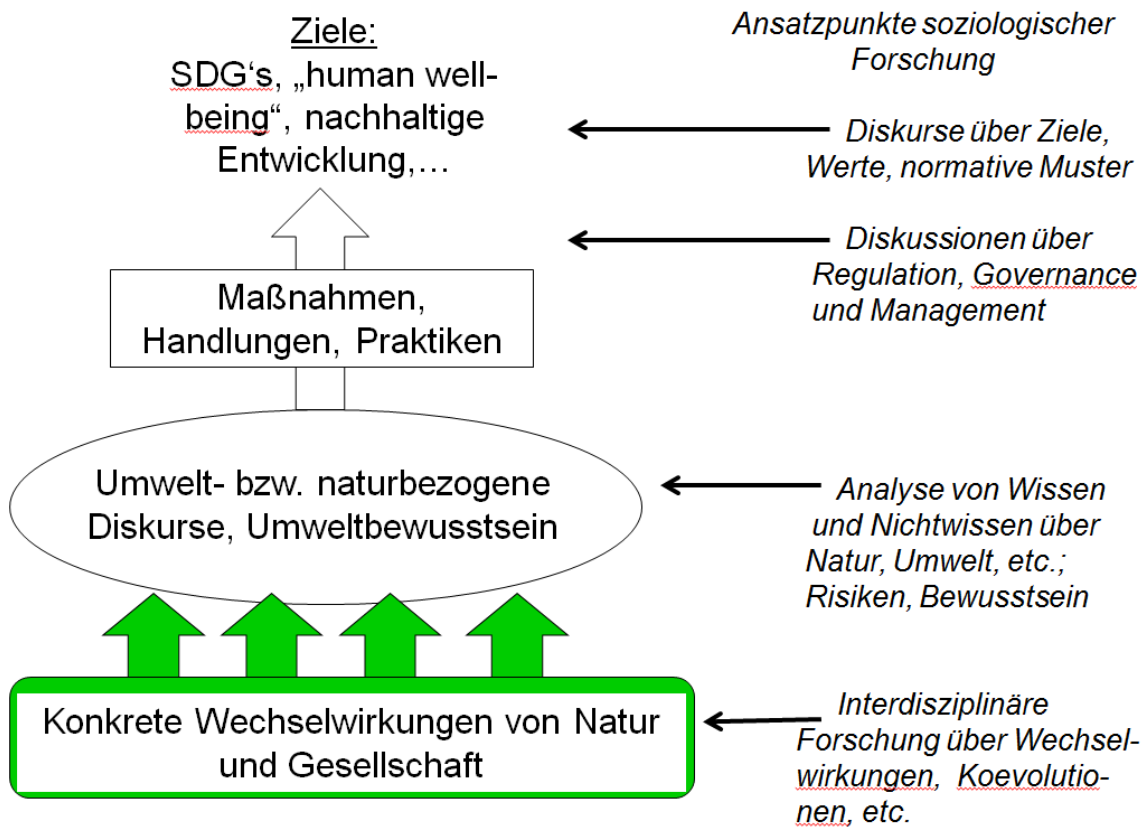


Abbildung 1: Gesellschafts-Natur-Verhältnisse und wie sie Gegenstand soziologischer Forschung werden

In Zukunft stünde es der deutschen Umweltsoziologie gut zu Gesicht, wenn sie nach der 1. Phase der Etablierung in den Wissenschaftsdisziplinen und der erfolgreich abgeschlossenen 2. Phase der Internationalisierung und Profilierung das Projekt wieder aufnehme, ihre Erkenntnisse zur Verwobenheit von Gesellschaften mit der materiellen Welt auch in die Soziologie insgesamt zu emittieren. Anders als Catton und Dunlap (1978), die einen Paradigmenwechsel in der Soziologie gewissermaßen *par ordre du mufti* durchsetzen wollten, scheint es mir angemessener, die Veränderungen im Wahrnehmungsbereich der Soziologie längerfristig, in einem Zeitraum von 30 bis 40 Jahren, anzustreben. Indem Umweltsoziolog_innen mit ihren Forschungen zu den Wechselwirkungen von Natur und Gesellschaft ste-

tig darauf hinweisen, dass in allen gesellschaftsbezogenen Analysen und Szenarienentwicklungen Fragen der materiellen Ressourcen und der biophysischen Begrenztheit konzeptuell zu berücksichtigen sind, diffundiert die Idee, zum Wissen für eine nachhaltige Entwicklung beizutragen, in alle Verzweigungen soziologischer Forschung. Sollte dies gelingen, kann sich die Sektion Umweltsoziologie dann in einem letzten und konsequenten Entwicklungsschritt: wieder auflösen.

Literatur

- Brand, K.-W. (Hg.). 1997. Nachhaltige Entwicklung. Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen: Leske & Budrich.
- Brand, K.-W. 2014: Umweltsoziologie. Entwicklungslinien, Basiskonzepte und Erklärungsmodelle. München: Beltz/Juventa.
- Brandt, P., Ernst, A., Gralla, F., Luederitz, C., Lang, D.J., Newig, J., Reinert, F., Abson, D.J., Wehrden, H.v. 2013. A review of transdisciplinary research in sustainability science. *Ecological Economics*, 92. Jg., 1–15. DOI: 10.1016/j.ecolecon.2013.04.008
- Brunzel, S., Jetzkowitz, J. 2004. Transdisziplinäre Umweltforschung als methodologische Aufgabe. Reflexionen einer Forschungsk Kooperation von Biologie und Soziologie. *Technikfolgenabschätzung*, 13. Jg., Heft 1, 61–70.
- Bühl, W.L. 1986. Soziologie und Systemökologie. *Soziale Welt*, 37. Jg., Heft 4, 363–389.
- Burger, P., Christen, M. 2011. Towards a capability approach of sustainability. *Journal of Cleaner Production*, Vol. 19, No. 8, 787–795. <http://dx.doi.org/10.1016/j.jclepro.2010.06.019>
- Dehmer, D. 2016: Industrievertreter distanziert sich vom Bestäuberbericht; <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/erster-bericht-des-welt-biodiversitaetsrates-ipbes-industrievertreter-distanziert-sich-vom-bestaeberbericht/13065550.html> (letzter Aufruf 7. Januar 2017).
- Ekardt, F. 2010. Das Prinzip Nachhaltigkeit. Generationengerechtigkeit und globale Gerechtigkeit. 2. Aufl. München: Beck.
- Goldman, M., Schurman, R.A. 2000. Closing the „Great Divide“: New social theory on society and nature. *Annual Review of Sociology*, Vol. 26, 569–584. DOI: 10.1146/annurev.soc.26.1.563.
- Groß, M. 2001. Die Natur der Gesellschaft. Eine Geschichte der Umweltsoziologie. Weinheim; München: Juventa.
- Hamm, B. (Hg.) 1979. Lebensraum Stadt. Beitrag zur Sozialökologie deutscher Städte. Frankfurt am Main: Campus.
- Heinrichs, H., Groß, M., Lange, H. 2007. Umweltsoziologie vor neuen Aufgaben. *Soziologie*, 36. Jg., Heft 2, 202–207. DOI:10.1007/s11617-007-0011-9
- Hirsch Hadorn, G., Hoffmann-Riem, H., Biber-Klemm, S., Grossenbacher-Mansuy, W., Joye, D., Pohl, C., Wiesmann, U., Zemp, E. (Hg.) 2008. Handbook of transdisciplinary research. Heidelberg: Springer.
- Jahoda, M. 2002. Biografisches Interview mit Marie Jahoda von Stefanie Engler und Brigitte Hasenjürgen. In S. Engler, B. Hasenjürgen (Hg.), *Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung*. Weinheim; Basel: Beltz.
- Jetzkowitz, J. 2012. Verantwortung für die Zukunft. Soziologie und das Problem der Nachhaltigkeit. In K. Unzicker, K., G. Hessler (Hg.), *Öffentliche Sozialforschung und Verantwortung für die Praxis: Zum Verhältnis von Sozialforschung, Praxis und Öffentlichkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 67–83.

- Kopfmüller, J., Brandl, V., Jörissen, J., Paetau, M., Banse, G., Coenen, R., Grunwald, A. 2001. Nachhaltige Entwicklung Integrativ Betrachtet. Berlin: Sigma-Verlag.
- Kropp, C. 2006. „Enacting Milk“ – Die Akteur-Netz-Werke von „Bio-Milch“. In M. Voss, B. Peuker (Hg.), Verschwindet die Natur? Die Akteur-Netzwerk-Theorie in der umweltsoziologischen Diskussion. Bielefeld: transcript, 203–232.
- Lang, D., Wiek, A., Bergmann, M., Stauffacher, M., Martens, P., Moll, P., Swilling, M., Thomas, C. 2012. Transdisciplinary research in sustainability science: practice, principles, and challenges. Sustainability Science, Vol. 7, 25–43.
- Lidskog, R., Mol, A P., Oosterveer, P. 2015. Towards a global environmental sociology?: Legacies, trends and future directions. Current Sociology, Vol. 63, No. 3, 339-368. DOI: 10.1177/0011392114543537.
- Luhmann, N. 1986. Ökologische Kommunikation: Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Norton, B.G. 2005. Sustainability: A philosophy of adaptive ecosystem management. Chicago: University of Chicago Press.
- Ott, K, Döring, R. 2004. Theorie und Praxis starker Nachhaltigkeit. Marburg: Metropolis Verlag.
- Parsons, T. 1978: A Paradigm of the Human Condition. In T. Parsons, Action Theory and the Human Condition. New York; London: The Free Press, 352–433.
- Plessner, H. 1975. Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin/Boston: De Gruyter
- ProClim/CASS. 1997. Research on Sustainability and Global Change – Visions in Science Policy by Swiss Researchers, 1997. Berne: CASS/SANW.
- Renn, O., Arnold, A., Schetula, V., Schweizer, P.-J. 2011. Das Ringen der Sozialwissenschaften um ihre Rolle in der Klimawandeldebatte. Soziologische Revue, 34. Jg., Heft 4, 463–472. DOI: 10.1524/srsr.2011.0027
- Sorge, A. 1986. Technik, sozialer Wandel und soziologisches Beharrungsvermögen. Soziale Welt, 37. Jg., Heft 4, 487–497.
- Turnhout, E., Bloomfield, B., Hulme, M., Vogel, J., Wynne, B. 2012. Listen to the voices of experience. Nature, Vol. 488, No. 23, 454–455.
- Weyer, J. 2010. Einleitung zum Plenum: Klimawandel und nachhaltige Energieversorgung. Transformation und sozialer Wandel. In H.-G. Soeffner (Hg.), Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 384–385. DOI 10.1007/978-3-531-92035-1
- Zierhofer, W., Burger, P. 2007. Disentangling Transdisciplinarity: An analysis of knowledge integration in problem-oriented research. Science Studies, 20. Jg., Heft 1, 51–74.